

Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Forschung – Erfahrungen am Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund im Hinblick auf Herausforderungen der ZWE Sozialforschungsstelle an der TU Dortmund¹

1. Einleitung

Ein Vortrag im Blick nach vorne, aber vor dem Hintergrund meiner persönlichen Erfahrungen, also auch Bewertungen, von 38 Jahren an der sfs ist als Beitrag für eine Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats der sfs nicht nur persönliche Anerkennung sondern vor allem auch eine große Herausforderung. Es geht ja nicht nur um kumulierte persönliche Erfahrungen – in einem Institut, das seit Anfang der 1980er Jahre immer viel Wert auf die Pluralität der konzeptionellen Ansätze gelegt hat, die in seinen Forschungsbereichen verfolgt wurden. Es geht beim Blick nach vorne ebenso um Zeitdiagnosen, auf deren Grundlage Vorschläge für Zukunftsorientierungen zu begründen sind. Und die fügen sich vor dem Hintergrund meiner konzeptionellen Orientierungen, die mit bestimmten Traditionslinien der alten sfs eng verschränkt sind, nicht so einfach ein in ein stromlinienförmiges Bild der neuen sfs mit ihrem auf soziale Innovation orientierten Forschungsprogramm. Ich werde also meine Überlegungen aus einer bestimmten Traditionslinie innerhalb des pluralistischen Straußes älterer Orientierungen des Instituts heraus formulieren, bei Betonung der positiven Bedeutung dieser Pluralität, aber auch nicht ohne den Anspruch, damit aus der gewählten Perspektive heraus allgemeine Probleme der früheren und der zukünftigen Forschung an diesem Institut zu behandeln.

Die gesonderte Bilanz der Ergebnisse dieser Anstrengungen, eine persönliche Bilanz im Blick nach vorne, ist in diesem Zusammenhang aus meiner Sicht eine nützliche Hintergrundinformation für Jede und Jeden, die sich ein realistisches Bild von den Schwierigkeiten machen wollen, vor denen eine Forschung steht, die markt- und folglich zeitnah an relevanten arbeitspolitischen Themen forschen und beraten will, sich dabei aber der Notwendigkeit stetiger grundlagentheoretischer Fundierung dieser Arbeit bewusst ist; einer Forschung, die weiß, dass die erforderlichen Ressourcen auch dafür nur äußerst schwer mobilisiert werden können. Im Grunde muss man ja sagen, dass sich die äußeren Bedingungen für solche arbeitsbezogene Forschung in den letzten 25 Jahren verändert und wahrscheinlich verschlechtert haben.

Wer sich als Geistes- und Sozialwissenschaftler anwendungsorientierter Forschung verpflichtet sieht und sich bewusst ist, dass er sie, will er sie verantwortlich betreiben, stets aufs Neue grundlagentheoretisch fundieren muss, weiß, dass er damit einem Spannungsverhältnis ausgesetzt ist. Er muss seine Arbeiten an empirischen Projekten in stetiger Überprüfung von und gleichzeitiger Arbeit an so etwas wie einer Theo-

¹ Der Text ist die verschriftete Fassung des Vortrags, den ich aus Anlass meiner Verabschiedung aus der SFS im Januar 2012 auf einer Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts gehalten habe.

rie mittlerer Reichweite betreiben, weil er sich nur so von fortschreitenden, aufeinander aufbauenden und zugleich immer wieder an der Empirie neu überprüften theoretischen Einsichten leiten lassen kann. Dies ist ein Spannungsverhältnis, dem er nicht ausweichen kann. Es geht für ihn darum, immer wieder „den durch Struktur seines Stoffs gegebenen Zugangsmöglichkeiten (...und dem) Material, (das) selbst (...) nach Deutung (ruft)“ folgend an seinen Gegenständen sozialer Beziehungen in der menschlichen Lebenswelt zu arbeiten; und dabei ist, so Helmuth Plessner, „der volle Einsatz seiner Person mit allen ihren Resonanzflächen gefordert. Hat er sie auch unter rationale Kontrolle zu stellen, er muss sie doch spielen lassen, damit das Material erscheint, damit er es sieht“ (Plessner, 1983, 89f). Dazu gilt es immer wieder neu anzusetzen, und man könnte Reflexionen zu diesem Thema, wenn man das besonders anspruchsvoll formulieren möchte, auch ganz gut mit Plessners Konzept der Grenzüberschreitung erklären, auf die wir als Menschen im Verständnis seiner Philosophischen Anthropologie aufgrund unserer exzentrischen Positionalität ja angelegt sind.² Pointiert in Bezug auf mein weiteres Thema, die grundlagentheoretische Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung bezogen: Wir stoßen beständig auf Grenzen bei unserer Arbeit mit dieser anwendungsorientierten Forschung (1) die Grenzen unserer gegenstandsbezogenen theoretischen Orientierungen – also den Theorien mittlerer Reichweite -, (2) die Grenzen, die uns unsere Partner in den für uns dabei wichtigen „strategischen Wissensallianzen“ setzen, (3) die Grenzen, die sich infolge veränderter Bedingungen, von Forschung wie außerwissenschaftlicher Praxis ergeben, usw.).

Wir laufen also mit anderen Worten den Entwicklungen der außerwissenschaftlichen Praxis immer hinterher, was Plessner im Übrigen auch für die philosophischen Hintergrundannahmen seiner Philosophischen Anthropologie so sagt, freilich nicht ohne

² Wir begeben uns damit auf das Gebiet philosophischer Hintergrundannahmen: „Plessners philosophischer Grundsatz lautet (hier)“ so Rüdiger Safranski (2000, 146ff) in einer Zusammenfassung zu Plessners Schrift über „Macht und menschliche Natur“ (1931): Der Mensch ist dadurch definiert, dass er sich nicht abschließend definieren lässt. Was bleibt ist die ‚aufwühlende‘ Erkenntnis der ‚Unergründlichkeit‘ des Menschen. Er ist unergründlich, weil er seine Gründe immer noch vor sich hat. Was der Mensch ist, das stellt sich immer erst heraus – im jeweiligen Augenblick der Entscheidung. Die Bestimmung ist die Selbstbestimmung. Der Mensch ist das wozu er sich entschieden haben wird. (...) Die Philosophie muss sich (deshalb) auf die ‚Bodenlosigkeit des Wirklichen‘ einlassen (...) Sie ist (dabei) nicht klüger als die Politik. Beide haben dasselbe Gesichtsfeld, ‚das ins das unergründliche Wohin geöffnet ist, aus dem Philosophie und Politik im wagenden Vorgriff den Sinn unseres Lebens gestalten. (und wenn sich die Philosophie der Politik stellt,) ‚dann bemerkt sie, wie schwer es ist, auf der Höhe der Zeit zu sein. Das philosophische Denken ‚ist nie so weit wie das Leben und immer weiter als das Leben‘. (...Aber) dem verworrenen Gegenwärtigen, dem Augenblick der Entscheidung, weicht sie aus. Politik indes so Plessner, ist die Kunst des rechten Augenblicks, der günstigen Gelegenheit. Auf den Augenblick kommt es an.“ Zu beachten ist, dass der hier angezielte Politikbegriff – in einer auf den akademischen Diskurs in Deutschland 1931 gerichteten Schrift - auf Politik als Beruf gerichtet ist und im Feld des Politischen C. Schmitt „als führend vorangegangen“ anführt (Plessner 1981, 141), gegen dessen fundamentale Freund-Feind-Unterscheidung aber auch mit der Feststellung endet: „Mit der allmählichen Überwindung der Absolutsetzung des eigenen Volkstums, das gleichwohl seinen eigenen Absolutheitsaspekt hat, (...) zivilisiert sich die Politik“ (Plessner 1981, 233).

den gleichzeitigen Hinweis darauf, dass seine Philosophie dem Leben zugleich auch wieder voraus ist, wie die in der Anmerkung nach Rüdiger Safranski zitierte Passage belegt. Und wir sind gezwungen, solche Grenzen zu reflektieren – ärgerlicher Weise immer auch im gleichzeitigen Rückbezug auf die weiterlaufenden wissenschaftlichen Diskurse, deren (auch, oder vor allem) selbstreferentielle Konjunkturen, etc.. Und dies zu reflektieren heißt aus meiner Sicht auch: wir müssen immer die Möglichkeit/vielleicht sogar Wahrscheinlichkeit des eigenen Misserfolgs und seiner Bedingungen und Erklärungen einbeziehen. Wir stehen immer wieder am Anfang. Wir sind also bestenfalls mit Albert Camus glückliche Sisyphosse,³ und wenn wir uns in dem hier skizzierten Sinne um eine selbstkritische Bilanzierung der grundagentheoretischen Fundierung unserer Arbeit bemühen, d. h. (bisherige) Tragfähigkeit in Zweifel ziehen um sie (vielleicht) von Neuem besser zu fundieren, machen wir uns u. U. gerade auch bei unseren Mitstreitern nicht immer besonders beliebt.

2. Anwendungsorientierte Forschung an der als Landesinstitut neu gegründeten sfs

Die Entwicklung des Landesinstitut Sozialforschungsstelle ist in der Phase nach seiner Neugründung 1972 auf das engste mit der reformpolitischen Konstellation der 1970er Jahre verknüpft (Wolf, Paust-Lassen, Peter 2009). Willi Pöhlers damaliger Vorschlag, den sozialen Konflikt zum Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung zu machen, wozu er, anknüpfend an Husserl, die phänomenologische Forschungstradition der Industriosozologie mit einem parallelen Zugriff über Talcott Parsons strukturell-funktionale Theorie verknüpfen wollte (Pöhler 1969 und 1970), sollte dieser Wendung gegen eine faktisch an Effizienzfragen orientierte Betriebssoziologie Rechnung tragen. Er knüpfte zugleich an das damals von Christian von Ferber in dessen Auseinandersetzung mit dem Weber'schen Politikbegriff vorgeschlagene Konzept der Simulation sozialer Konflikte an (v. Ferber 1970).⁴

Offiziell war damit der konzeptionelle Rahmen für die Forschungsgruppe umrissen, in der ich an der sfs der 1970er Jahre gearbeitet habe. Faktisch allerdings war die damalige Phase des Neuaufbaus der sfs als Landesinstitut v. a. durch drei charakteristische Herausforderungen und Entwicklungstrends geprägt: Zum einen stand für alle an der sfs der Aufbau stabiler Kooperationsbezüge zu den für uns vor allem wichtig erachteten Akteuren der außerwissenschaftlichen Praxis im Vordergrund⁵. Zum anderen entwickelten sich unsere Arbeiten an einem damals deutlich industrie-

³ Vgl. dazu auch meine sehr subjektive persönliche Bilanz „immer am Anfang“ auf meiner Homepage (www.drhelmutmartens.de)

⁴ Pöhler intendierte damit, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Thomas Kuhn (1962) nicht weniger als einen Paradigmenwechsel der damals vorherrschenden industrie- und betriebssoziologischen Forschung. Zu den Schwierigkeiten dem unter den damaligen Bedingungen gerecht zu werden, vgl. ausführlich Martens 1994.

⁵ Mit Ulrich Oevermann 1996 würde ich heute von der Herstellung von Klientenbezügen und zugleich der Entwicklung der dafür erforderlichen „zweiten Professionalität“ sprechen.

soziologisch orientierten Institut im Rahmen eines industriesoziologischen Diskurses, der stark durch das Aufkommen neomarxistischer Paradigmen geprägt war (vgl. Brandt 1978). Und schließlich gab es in den 1970er und 1980er Jahren, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Herausforderungen und Chancen des Forschungs- und Aktionsprogramms zur Humanisierung des Arbeitslebens (Pöhler/Peter 1982), eine Entwicklung, in deren Verlauf arbeitsbezogene empirische Sozialforschung gewissermaßen aus der Universität ausgewandert ist (v. Ferber 1997).

Alle drei Herausforderungen und Entwicklungstrends haben ganz wesentlich zu der Erfolgsgeschichte der sfs als Landesinstitut, von der ich dann für die Jahre stetigen Wachstums in den 1980er und 1990er Jahren sprechen würde, beigetragen.⁶ Ich muss dabei allerdings für die Forschungsgruppen, in denen ich gearbeitet habe, für die 1970er Jahre sagen, dass wir damals letztlich wohl doch stark politisch überformt geforscht und bei unseren Konfliktuntersuchungen ein methodisch phänomenologisch geleitetes Vorgehen nur sehr unzureichend mit den damals in der Profession wohlfeilen und von uns als jungen und unfertigen Wissenschaftlern gerne aufgegriffenen struktural-marxistischen Ansätzen verknüpft haben (vgl. Zielak u.a. 1978). Daran schlossen sich dann für mich in den 1980er Jahren in personell neu zusammengesetzten „primären Forschungsgruppen“⁷ intensive Bemühungen um die Herstellung von Anschlussfähigkeit an die allgemeinsoziologischen theoretischen Diskurse und Bemühungen um die neuerliche Vergewisserung des wesentlich phänomenologischen Ansatzes der frühen 1970er Jahre an. Beides ist in dem verschickten zweiten Text hinreichend dokumentiert.

Um das mit einer kleinen Anekdote zu illustrieren: 1978 fragte mich v. Ferber, damals Vorsitzender unseres Wissenschaftlichen Beirats, anlässlich des Erscheinens der ersten Buchveröffentlichungen zu unseren damaligen Streik- und Konfliktuntersuchungen auf einer Beiratssitzung nach den kumulativen Erkenntnisfortschritten, die wir ausgehend von dem offiziell erkenntnisleitenden Forschungsansatz aus gemacht hätten. Ich merkte in der darauf folgenden kurzen Diskussion sehr schnell, dass ich ihm eine befriedigende Antwort schuldig blieb, und er beendete die Diskussion mir

⁶ Frieder Naschold hat Ende der 1980er Jahre, als wir an der sfs zum ersten Mal seit der Neugründung 1970 wieder versucht haben, so etwas wie ein Forschungsprogramm zu formulieren, in seiner Eigenschaft als Mitglied unseres wissenschaftlichen Beirats davon gesprochen, dass die sfs ein „erfolgreiches Low-Profile-Institute“ sei. Aus meiner Sicht traf das recht gut, was wir in den 1970er und 1980er Jahren im Rahmen einer dezentralen Struktur mit flachen Hierarchien und zunehmend erklärtermaßen und offensiv vertreten im Rahmen eines konzeptionell pluralistischen Forschungsrahmens aus der sfs gemacht hatten.

⁷ G. Peter und ich haben den Begriff der „primären Forschergruppe“ im Rahmen eines Projektantrags für das 6. Rahmenprogramm (Policy Learning on the Long Run, POLL) einmal vorläufig definiert. Gemeint ist, dass die Kreativität wissenschaftlicher Arbeit an den Austausch mit anderen gebunden ist, und das heißt zunächst in solchen „primären Forschergruppen“, die anregen, herausfordern, unterstützen, in denen man gemeinsam lernt und die ihre Stabilität über längere Zeiträume auch dem Umstand verdanken, dass sie - z: B. im Sinne strategischer Wissensallianzen - mit mehr oder weniger einflussreichen Personen der außerwissenschaftlichen Praxis verbunden sind.

gegenüber sehr freundlich und stellte mich nicht bloß. Etwa 10 Jahre später trafen wir uns in einem damals von G. Peter initiierten Arbeitskreis Phänomenologie an der Universität Düsseldorf wieder. Willi Pöhler, Wolfgang Slesina, Hartmut Neuendorff waren damals u.a. beteiligt. Erst damals war ich so weit, meine nun neue Empirie anknüpfend an die frühen konzeptionellen Ausgangsüberlegungen - aber nun auch auf der Höhe der funktional-strukturellen Theorie Luhmanns, in Auseinandersetzung mit neueren institutionentheoretischen oder auch spieltheoretischen Diskursen, aber auch mit den Konzepten einer objektiven Hermeneutik – grundlagentheoretisch fundiert zu bearbeiten.⁸

3. Reakademisierung und Internationalisierung als Herausforderungen seitens des Wissenschaftssystems

Gegenwärtig erleben wir einen allgemeinen Trend der Reakademisierung. Die Forschung ist wieder an die Universitäten zurückgewandert – und die Soziologie sieht sich wohl nicht unbedingt unter den Gewinnern der Entwicklungen des vergangenen Jahrzehnts. Gleichzeitig ist eine zweite, aus meiner Sicht merkwürdige Entwicklung innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses selbst zu beobachten, die verbunden ist mit

- dem Siegeszug der Systemtheorie,⁹
- der, jedenfalls in Deutschland, relativ starken Durchsetzung eines Typus systemischer Beratung, die damit eng verknüpft ist und
- einer wissenschaftlichen Fundierung entsprechender Praxis im Verständnis eines „Mode 2“ der Wissensproduktion.¹⁰

All dies führt zu höchst widersprüchlichen Ergebnissen. Pointiert formuliert: im gleichen Moment, in dem die Forschung wieder an die Universität zurückkehrt, soll die in die „Wissenschaftsfreiheit“ entlassene Universität ihre Wissenschaft zunehmend im Hinblick auf die gesellschaftliche Nützlichkeit des von ihr erzeugten Wissens betreiben, wobei Markterfolg der entscheidende Maßstab ist.

⁸ Zu den damaligen grundlagentheoretischen (Re)Fundierungsbemühungen vgl. etwa Peter 1992 und Martens 1994.

⁹ Im Kontext der jüngsten Bemühungen um eine Neubelebung eines kapitalismuskritischen Diskurses innerhalb der Soziologie durch die Arbeiten von Klaus Dörre u.a. (2009) vgl. in diesem Zusammenhang die entsprechende, sicherlich überzeichnete, gleichwohl im Hinblick auf eine immer noch als unangreifbar erachtete Hegemonie des Neoliberalismus charakteristische Einschätzung von Richard Münch (2011a, 142).

¹⁰ Im Zuge der Forschungsprogrammdiskussion der sfs in den Jahren 2003/4 (vgl. Jahresbericht 2004) ist der Diskurs um den Mode 2 – Nowotny u. a. sprechen auch von einer „Mode 2 Gesellschaft“ – aus nachvollziehbaren Gründen durchaus mit einiger Zustimmung aufgenommen worden, aber in den Dokumenten der entsprechenden Arbeitsgruppe findet sich auch meine damalige kritische Gegenrede.

Das ist zwar nicht grundsätzlich neu: Die ganze Entstehungsgeschichte der technischen Universitäten in Deutschland im 19. Jahrhundert und ihre seitherige Entwicklung ist ja selbstverständlich nur im engen Zusammenhang mit den immer mächtigeren Nutzenerwartungen einer technisch-industriell geprägten Wirtschaft und Gesellschaft zu erklären. Und die „technisch-instrumentelle Funktion“ der Wissenschaften, von der v. Ferber (1970) in diesem Zusammenhang spricht, war natürlich immer schon nicht zuletzt an Markterfolge von z.B. neuen Produkten oder Verfahren gebunden. Neu ist, wohl auch für die Naturwissenschaften, die radikalere Kontextualisierung von Wissen, das immer engere Zusammenrücken der Prozesse der Wissensgenerierung von der Grundlagenforschung bis hin zur praktischen Anwendung, in deren Ergebnis die schließliche Anwendung von Beginn an mitgedacht wird. Und neu ist die heute mit gesellschaftlich nützlicher Wissensproduktion verknüpfte ausgesprochene Ökonomisierung der Universitäten selbst. Und die Frage ist, ob dieser Prozess, v.a. in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die „emanzipatorische Funktion“ der Wissenschaften bedroht.

Was durch diese Ökonomisierung im Wissenschafts- und Forschungsbetrieb selbst gefährdet wird, ist die innerwissenschaftlich gesicherte Fundierung von wissenschaftlichen Wahrheiten. Selbstredend kann es sich dabei immer nur relative Wahrheiten handeln, begründet auf einen theoretischen und methodischen State of the Art und gültig immer nur für zeitlich und sachlich begrenzte und über das spezifische methodische Vorgehen erst konstituierte Gegenstandsbereiche und Gegenstände. Aber es geht eben - in kantischer Tradition mit Hannah Arendt (2003) formuliert, oder im Kontext der aktuellen Debatten mit dem Philosophen Reinhard Brand (2011) – im Wissenschaftsbetrieb um fortschreitende Erkenntnis und nicht nur um Wissen.

Die von Helga Nowotny u.a. (2003) angestoßene Debatte über den sogenannten „Mode 2“ (kritisch Martens, 2007, 24-48) hat das wirklich Neue aus meiner Sicht lediglich massiv akzentuiert – und zugleich so getan, als sei bis zu ihm hin von einem Wissenschaftsverständnis ausgegangen worden, nachdem die Wissenschaften mit der Moderne gewissermaßen das weltdeutende Erbe der Religion angetreten haben – mit dem Anspruch nun an deren Stelle für absolute Wahrheiten zuständig zu sein.¹¹

Der Philosoph und Soziologe Helmuth Plessner - in den 1950er Jahren bekanntlich Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie -, dessen „Philosophische Anthropologie“ (Fischer 2008) für die konzeptionellen Grundlegungen der Forschungsarbeiten des Forschungsbereichs 4 dieses Instituts ja einige Bedeutung hat, hat demgegenüber in einer Auseinandersetzung mit Max Scheler Ende der 1920er Jahre bereits mit allem Nachdruck unterstrichen, dass angesichts der Bodenlosigkeit der menschlichen Existenz auch die Philosophie nicht mehr dazu taugt, eine diese Abgründigkeit überbrückende Überwölbung zu schaffen (siehe Fn. 1).

¹¹ Vgl. dazu die Argumentation in dem Kapitel über die „Entleerung des epistemologischen Kerns der Wissenschaften bei Novotny u. a. (1999, 179ff) sowie meine kritische Auseinandersetzung damit bei Martens (2007, 39-41)

Der gleiche Plessner hat aber auch in den 1950er Jahren die Aufgabe der Soziologie – an der damaligen Universität und in der, wie er damals formuliert hat, „offenen, demokratisch verfassten Klassengesellschaft“ - als Tatsachenforschung wie folgt charakterisiert: „Gerade als *Tatsachenforschung*, nicht als normative Wissenschaft, wird Soziologie heute zum Ferment der Kritik, zu einem Werkzeug der Freiheit“. V. Ferber, Ende der 1970er Jahre Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats der sfs, hat diesen Satz 1997 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des ISO Köln zitiert. Der Titel seines, vorhin schon angesprochenen Referats lautete damals „Sozialforschung – ein zukunftsweisendes Modell für Interdisziplinarität und Praxisorientierung“, und damals ging es ihm um die Zukunftschancen des Forschungstypus, für den das ISO und die sfs als Landesinstitut gestanden hatten. Er hat seinerzeit – für die aus der Universität ausgewanderte empirische Sozialforschung – von Gefahren der „Provinzialisierung“ und des „Verlustes an Unabhängigkeit“ gesprochen, und er hat dagegen auf die Bedeutung kumulativer Erkenntnisfortschritte verwiesen, die im Rahmen von Theorien mittlerer Reichweite im Sinne von Robert K. Merton (1964) zu kodifizieren seien, „um die Anwendungschancen von Begriffen zu erweitern und die Gültigkeit von Beobachtungen zu verallgemeinern“ (v. Ferber 1997, 148).

Ich zitiere diese Formulierung von Plessner aus dem Referat von v. Ferber hier deshalb, weil sie in einem bemerkenswerten Kontrast dazu steht, wie Mario Rainer Lepsius im Jahre 2003 – und dann noch einmal in einem Interview aus Anlass seines 80. Geburtstages im Jahr 2008 – unser Fach unter den heutigen Bedingungen der „Wissenschaftsfreiheit“ i. d. R., kurzatmiger und marktnaher Drittmittelforschung, die nach seiner Beobachtung in aller Regel nicht mehr auf Theorien mittlerer Reichweite rückbezogen wird, charakterisiert hat. Er hat da u. a. gesagt, die Soziologie sei ein „merkwürdiges Fach“, nicht nur „Krisenwissenschaft“ sondern „selbst eine Dauerkrise, ohne „Selbstreflexion in bemerkenswertem Ausmaß“. Sie füge sich ohne „richtige fachbezogene Formierung“ in „eine Anpassung an vermeintliche oder tatsächliche Probleme“. ¹²

Allerdings scheint es nicht nur um den Zustand der Soziologie zu gehen. Der Soziologe Richard Münch spricht in seinem jüngsten Buch „akademischer Kapitalismus“ davon, dass unsere Gesellschaft „die Universitäten als Freistätten des Geistes aufgibt“ und im Zuge der Ökonomisierung der Universität einer „Marktillusion“ aufsitze. In ihr glaubten Beobachter und beteiligte Akteure, ihre Konkurrenz führe zu einer „optimalen Allokation von Angebot und Nachfrage wie beim Marktwettbewerb“, strebten aber „primär nach Erfüllung der Standards, die der zentral positionierte Nachfrager“,

¹² Dabei geht es um eine Trendeinschätzung. Selbstredend kann man, allein für die Spezialdisziplin der Arbeits- und Industriesozilogie leicht eine ganze Reihe von Forschungsgruppen (z B. in München, Göttingen, Jena, Bremen usw.) nennen, die den Anspruch auf Verknüpfung je konkreter empirischer Projekte mit der Arbeit an Theorien mittlerer Reichweite erheben und ihm auch gerecht werden. Aber die Zahl von Autoren wächst, die diesen Trend zu sehen meinen. Jürgen Mittelstrass (2009) klagt in einem öffentlichen Aufruf, das „Paradigma Universität ist dem der Schule gewichen“, oder Alexander Kosenina (2011, 42) schreibt: Heute lautet das Mantra der Wissenschaft: Projektantrag.“ Und er kommt sogar zu der These, Man steuere heute „auf eine Zentralverwaltungswissenschaft zu“ (a .a. O. 43)

also das BMBF mit der staatlich alimentierten DFG, „in Kennziffern ausdrückt.“¹³ Zu der nicht so kleinen Gruppe sehr kritischer renommierter älterer Wissenschaftler hat sich unlängst auch der emeritierte Philosoph und Kant-Forscher Reinhardt Brand, mit seinem Buch „wozu noch Universitäten“ geäußert (Brandt 2011). Auch sein Festvortrag aus Anlass der Verleihung des „Heidelberger Förderpreises für klassisch philologische Theoriebildung“ behandelt dieses Thema.¹⁴ Seine Bilanz des Bologna-Prozesses fällt, wie in der SZ zusammengefasst wurde, „ernüchternd aus: Provinzialisierung statt mehr europäischem Austausch habe die Studienreform gebracht, ‚unwürdige Selbstanpreisung‘, das Drittmittel- und Exzellenzsystem, dazu Lohndumping in der Lehre“. Und seine Schlussfolgerung lautet: „Was tun? Partisanen der Erkenntnis werden. Das Regime der Bürokratie demaskieren und schwächen, wo immer es möglich ist.“ Ganz ähnlich hat übrigens ein kritischer Arbeitsforscher, unser Kollege Dieter Sauer vom ISF, in seinem historischen und subjektiven Blick in die Zukunft der Arbeits- und Industriesoziologie argumentiert, als er meinte, eine kritische Industriesoziologie werde zukünftig wieder mehr auf „subversive Strategien“ verwiesen sein (Sauer 2008,215).

Der Kontrast zu der 1959 formulierten Erwartung Plessners könnte kaum größer ausfallen. Hat Lepsius Recht, dann kann man Plessners hohe Erwartung vergessen, und dann wären wir für die Politik, oder die Wirtschaft oder wen auch immer, tatsächlich nur wohlfeile Legitimationsbeschaffer. Die Verächtlichmachung der Wissenschaft, an der unsere liberal-konservative Bundesregierung in der jüngeren Vergangenheit faktisch ja sehr wohl gearbeitet hat, ist so gesehen nur folgerichtige Konsequenz der Rolle, die uns seit längerem zugewiesen wird und die wir leider vielfach angenommen haben – auch im Rahmen universitärer Forschung.

Um die Lage verständlicher zu machen, in die wir als Wissenschaftler so geraten sind, komme ich noch einmal auf die Argumentation von Lepsius zurück. Seine Erklärung lautet nicht nur, dass die Soziologie keine „normative Kraft (habe), die eine Begriffskontinuität und Begriffsentwicklung sichert“. Das Problem liege zugleich darin,

¹³ Vgl. Münch, (2011b), hier in Kernaussagen zu dessen „Intervention gegen das akademische Monopoly von heute“ wiedergegeben Rezension von R. Klausnitzer, in: Der Freitag 01.08. 2011

¹⁴ Darin holt er historisch weit aus: von der Vorgeschichte der Universität in der Antike und im frühen Mittelalter über die die Universität der Feudalzeit von ca. 1200 bis 1800, ihre „bürgerliche Phase“, die er grob bis zur „kulturrevolutionären Phase“ der 1968er Jahre rechnet, schließlich zur „Gegenwart der globalen Massen- und geplanten Eliteuniversitäten.“ (S.1). Er verweilt als Kantianer lange bei der Unterscheidung von Wissen und Erkenntnis und charakterisiert das Bachelorstudium als „das Anhäufen einer bestimmten Wissensmenge, von der Funktionäre der Meinung sind, sie reiche für eine bestimmte Praxis“ (S.5), ohne dass der Studierende dafür irgend eine Garantie erwarten könne; und er konstatiert schließlich vor diesem Hintergrund, dass die Bologna-Reform „die teils dilettantische, teils zynische Antwort auf verschiedenste Probleme“ sei (S. 8) Sie bietet in seinen Worten den Studierenden „eine verschulte erste Universitätsphase, sie macht aus freien Bürgern Untertanen von Verwaltungskadern, die ihnen vorschreiben, was sie zu studieren haben und wie was zu verrechnen ist, Das Verrechnen ist ein Phantomgebilde, das für Lernende und Lehrende zum Albtraum wird, der Verwaltung aber zur Aufstockung ihrer Macht dient.“

dass die sozialen Probleme „keine Definitionsmacht auf die Gestalt der Soziologie hätten“; und die Folge davon sei, dass man „aus soziologischer Perspektive unabhängig vom öffentlichen Diskurs diskutieren (könne), was man will. Das ist Freiheit“, so fährt er fort, aber „professionspolitisch würde man natürlich immer darauf hinweisen, dass eine zu große Beliebigkeit eingetreten ist“ (Lepsius 2003, 21f).

Wenn ich mir diese Zeitdiagnose im Sinne einer Trendeinschätzung (vgl. aber Fn. 11) zu Eigen mache, stehen wir also als Fach vor einem dreifachen Problem: (1) die Kumulation und Kodifizierung unserer wissenschaftlichen Arbeit ist unzureichend. Das Fundament, von dem aus wir mit Wahrheitsansprüchen auftreten könnten, bröckelt, und wir haben dazu u. a. mit der Debatte um den Mode 2, jedenfalls wenn wir sie überzogen interpretiert haben, auch noch selbst beigetragen. (2) Wir leiden daran, dass wir als Disziplin keinen professionell ausgestalteten Klientelbezug aufweisen. Das gibt uns zwar Freiheit zu Beliebigkeit, verschafft uns aber auch leicht den fragwürdigen Ruf des Legitimationsbeschaffers. (3) Aufgrund von so zu beschreibenden inneren Zuständen wie Außenbeziehungen gelingt uns keine „richtige fachbezogene Formierung“. Wir verwenden z. B. den diffusen Begriff der Globalisierung statt von De- und Reinstitutionalisierungsprozessen zu sprechen. Und wir fragen in unserer Zeit nun wirklich tiefgreifender sozialer Umbrüche wohl immer noch zu wenig, und zu wenig systematisch nach den neuen Potentialitäten subjektiver Arbeit¹⁵ Unsere Soziologie ist – um noch einmal mit Lepsius zu sprechen – heute viel zu wenig „ein Unternehmen zur Zerstörung der herrschenden Folklore über soziale Organisationen und soziale Strukturen“.

Für die sfs als inzwischen zentrale wissenschaftliche Einrichtung der TU Dortmund sehe ich vor dem Hintergrund solcher Zeitdiagnosen so einige Herausforderungen. Mich hat z.B. vor dem allgemeinen Hintergrund der von Lepsius vertretenen These mangelnder Kodifizierung unserer wissenschaftlichen Arbeit, also mangelnder systematischer Orientierung an Theorien mittlerer Reichweite, beunruhigt, wie oft in unserem jüngsten Evaluationsbericht von Reputation die Rede ist – also mit Luhmann von der wissenschaftlichen „Zweitwährung“ – und wie wenig von Wahrheit oder Geltung. Und mich hat auch beunruhigt, dass der stetig hohe Arbeitsaufwand für die

¹⁵ Und von der Philosophischen Anthropologie als philosophischem Hintergrund aus von einem Menschenbild, oder mit Plessner einer „Idee des Menschen“ aus, derer er sich heute „nicht mehr aus einer fraglosen Überlieferung heraus versichern (kann). So ist ihm – so hat Plessner 1937 angesichts der Bedrohung der Freiheit durch totalitäre Regime geschrieben -, wenn er den Zweifel an der erschütterten Überlieferung so ernst wie nur möglich nimmt, sein Menschsein als Tatsache und als Aufgabe zum Problem geworden. Und zwar, wenn wir recht sehen, in einem Umfang und in einer Tiefe, die keine Steigerung mehr zulassen. (...) Es handelt sich um das Menschsein als solches und um das Recht zugleich seiner theoretischen Abgrenzung und praktischen Verbindlichkeit, um die Frage, was es bedeutet und wie es möglich ist: ein Mensch zu sein“ (Plessner 1983, 43). Die Bedrohungen und Herausforderungen sind heute andere, aber vom Fortschreiten postdemokratischer Verhältnisse ist heute zunehmend die Rede (Crouch 2008, Enzensberger 2011), Und ob die Behandlung des Menschen als „Restgröße“ in gesellschaftlichen Großtheorien, die sich dem Maßstab einer „Naturwissenschaft der Kommunikation“ (Baecker 2003) verschreiben, einer auf Anwendungsorientierung orientierten Forschung genügen kann, muss von den hier herangezogenen philosophischen Hintergrundüberlegungen her bezweifelt werden.

Herstellung und Sicherung eines durchaus professionellen Klientelbezugs, den die sfs als Institut anwendungsnaher empirischer Sozialforschung über mehr als dreißig Jahre hinweg systematisch aufgebaut und gepflegt hat, in diesem Evaluationsbericht nicht erwähnt worden ist. Wir werden in unserer Drittmittelforschung auch in Zukunft vor allem davon leben, und deshalb auch darein investieren müssen. Und gleichzeitig werden wir – wie schon immer, aber nun vielleicht mit anderen Akzentuierungen - an der fortschreitend besseren wissenschaftlichen Fundierung dieser Forschung arbeiten müssen.

Mit dem veränderten Charakter der sfs als zentraler wissenschaftlicher Einheit einer Technischen Universität in der heutigen Zeit der „Wissenschaftsfreiheit“ in Zeiten des Mode 2 verändern sich aus meiner Sicht im Übrigen auch schleichend die Verständnisse von Transfer und Beratung gegenüber jenen, die für die sfs als Landesinstitut prägend gewesen sind, und die ich mit Gerd Peter (1997) als Formen einer dialogischen Beratung bezeichnen würde:

- Kaum mehr vorgesehen ist nun – schon angesichts der Ausstattung von Projekten - ein längerfristiges dialogisches Sich-Einlassen auf die Beratungsgegenstände, aus dem heraus Forschungs- und Beratungsprozesse entstehen konnten, denen bestimmte Züge von Aktionsforschung eigen waren – die nach unserem Verständnis aber zugleich auch immer als von diesen Dialogen unterscheidbare Prozesse wissenschaftlicher Forschung zu betreiben, dokumentieren und auszuwerten waren.
- Tendenziell gibt es wieder einen Verzicht auf so etwas wie einen Klientelbezug, der eine doppelte Qualifikation (Oevermann 1996) voraussetzt, also neben der soliden Kenntnis des State of the Art eine zweite Qualifikation, die für mich in meiner wissenschaftlichen Sozialisation an der sfs in den 1970er Jahren das war, was ich vor allem neu lernen musste.
- Stattdessen entsteht aber ein neu selbst erzeugter Zwang, nun als systemischer Berater, der nur noch Irritationen auslösen zu können meint und auslösen will, als über akademisches Wissen ausgewiesener Experte zu erscheinen, sich aber doch auch gleich wieder tendenziell nur in einer Moderatorenrolle zu bescheiden.

Und all dies geschieht - so der Tenor der sfs-internen Diskussion des Berichts zur internen Evaluation 2010 – unter Bedingungen einer drohenden „Überforderung mit sich z. T. widersprechenden Anforderungen“ (Workshopdokumentation, 13), oft auf halben Stellen ohne mittelfristig gesicherte Perspektiven und angesichts eines einschneidenden demographischen Wandels am Institut, dessen Bewältigung noch offen ist.

4. Grundlagentheoretische Fundierung von Anwendungsnähe als dauernde Herausforderung

Wenn ich an dieser Stelle ein erstes Zwischenresümee ziehen sollte, dann müsste ich sagen: Die Reintegration empirischer Sozialforschung in eine Universität, die inzwischen in die Wissenschaftsfreiheit entlassen worden ist, also ihre Einbettung in einen Wissenschaftsbetrieb, in dem mittlerweile bemerkt werden dürfte, dass er zusammen mit seiner eigenen Vermarktlichung zugleich auch einer fatalen Gering-schätzung ausgesetzt sein könnte, wenn nicht schon ist, schafft nicht wirklich grundlegend neue Anforderungen für die sfs, erfolgt aber eher unter erschwerten Bedingungen.

Wissenschaftler, die auf Anwendungsnähe aus sind und dabei die grundlagentheoretische Fundierung ihrer Arbeit nicht vernachlässigen wollen, standen schon immer - und stehen heute zu Zeiten der „Wissenschaftsfreiheit“ wieder - vor der großen Herausforderung, mehr zu tun als die alte akademische Wissenschaft forderte oder als heute der Wissenschaftsbetrieb zu Zeiten des neuen „Mode 2“ für die Produktion (vermeintlich?) robusten Wissens fordert.

- Sie mussten – das ist jetzt die Perspektive der alten sfs, also des Landesinstituts - ihre doppelte Kompetenz entwickeln und praktisch in beiden Feldern zur Geltung kommen lassen, dem der außerwissenschaftlichen Praxis und dem des innerwissenschaftlichen Diskurses ihrer Spezialdisziplinen (das außerdem Interdisziplinarität zu einem Thema wurde, kommt dann noch hinzu).
- Sie müssen heute – das ist also die Perspektive der sfs als ZWE - dem akademischen State of the Art entsprechend, mit „wissenschaftlicher Exzellenz“ glänzen und zugleich auch wieder die Praxisrelevanz ihrer Forschung nachweisen, was m. E. auf Dauer mit reinen Konzepten systemischer Beratung zu einem wachsenden Problem werden wird¹⁶, weil WissenschaftlerInnen so Gefahr laufen, nur noch als Moderatoren behandelt zu werden, die in den in der Praxis strittigen Fragen, immer schwerer fundierte Positionen beziehen können, weil sie sich in diese Prozesse über anhaltende dialogische Verfahren, über die sie sich ja auch erst hinreichend kundig machen könnten, immer schwerer als Akteure mit einer eigenen, unabhängigen, aber wohlfundierten Position einbringen können.
- Sie sind also in beiden Fällen exakt mit den Herausforderungen der kritischen Zeitdiagnose von Lepsius in vollem Umfang konfrontiert und sie dürfen in keiner Weise hoffen, mit der Rückkehr an die deutsche Universität als einen Hort der Wissenschaft, die Bedingungen unabhängiger wissenschaftlicher Arbeit zu bekommen, an denen Plessner 1959 seinen hohen Anspruch an die Soziologie festgemacht hat.

¹⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang meinen vor dem Hintergrund eigener Forschungserfahrungen an der sfs unternommenen Versuch sowohl von Konzepten systemischer Beratung als auch von der Aktionsforschung zu lernen bei Martens (2001).

Falls ihnen aber dieser Anspruch, den Plessner so ja vor spezifisch historischem Hintergrund formuliert hat, unverändert etwas bedeutet, dann stehen sie in jedem Fall, und unverändert, vor der Herausforderung, die drei oben genannten Anforderungen (1) Kumulation und Kodifizierung, (2) Klientelbezug und (3) richtige Fachbezogene Formierung immer wieder neu und auch bei schwierigen Bedingungen zu betreiben. Diese unverzichtbaren Grundlegungen unserer wissenschaftlichen Arbeit nimmt uns niemand ab. Wir werden sie, auch unter schwierigen Bedingungen immer wieder und immer wieder selbst neu betreiben müssen.

5. Die Wahl der Themen

Das führt mich zu einem letzten Punkt, den ich im Blick auf ältere Erfahrungen an der sfs als Landesinstitut wie auch auf aktuelle Anstrengungen in meinem Forschungsbe-
reich kurz umreißen möchte. Es geht dabei um die Wahl unserer Forschungsthemen.

In den 1970er Jahren haben wir unsere arbeitsbezogenen Forschungsthemen an der sfs in einem sehr hohen Maße noch selbst definieren können – was selbstredend nicht bedeutete, wir hätten uns mehr oder weniger „frei schwebend“ ausgedacht, womit wir uns beschäftigten könnten, sondern was vielmehr hieß, dass wir Forschungsthemen aus dialogischen Prozessen innerhalb strategischer Wissensallianzen generiert haben. Das entsprach im Übrigen ganz gut der Charakterisierung der Vorstellung von der Universität als Ort der institutionalisierten Erkenntnis, von dem Reinhardt Brandt am Schluss seines schon erwähnten Festvortrags spricht (S. 7-9).¹⁷ Wir haben uns dabei in bestimmte Praxisfelder, die uns angesichts der reformpolitischen Konstellation der frühen 1970er Jahre wichtig erschienen, gewissermaßen hinein gedrängt.¹⁸ Das HdA-Programm schaffte dann einen erweiterten Handlungs-

¹⁷ Ich zitiere die aus meiner Sicht zentrale Passage: „Wer ist an dieser Universität interessiert? (...) Das einzige und das tatsächliche Subjekt ist die aufgeklärte Zivilgesellschaft, die durch kritische Universitäten belehrt werden möchte. Der mündige moderne Bürger hat notwendig ein Interesse an kritischen wissenschaftlichen Untersuchungen der Kultur, an der er tätig und leidend teilnimmt. Er weiß, dass ohne die kritische, von keinen fremden Interessen gesteuerte Forschung die demokratische Öffentlichkeit verwahrlost. Sie ist das Ferment und Maß kritischer Zeitungen, die letzte Instanz gegen eine nationalistische Verdrehung der eigenen und fremden Geschichte, gegen Kreationismus und Exorzismus im Jahr 2010, vom wohlwollenden Lächeln der Öffentlichkeit begleitet“ (Brandt 2010, S. 8). Plessners Formulierung von der Soziologie als „Ferment der Kritik und Werkzeug der Freiheit“ klingt hier wieder an.

¹⁸ Zwei kleine Anekdoten zur Illustration: (1) Als Willi Pöhler – noch vor Neugründung der sfs als Landesinstitut - das DFG-Projekt „Offene und Verdeckte Konflikte im Betrieb“ im damals neu eingerichteten DFG-Förderschwerpunkt „Industrie- und Betriebssoziologie“ beantragte, war er für den Kern der Profession ein Außenseiter. Burkhardt Lutz begrüßte ihn damals folgerichtig mit den Worten: „Herr Pöhler, was wollen Sie denn hier?“ Und Willi Pöhler antwortete in der ihm eigenen Art ganz direkt: „Wir wollen Ihr Geld, Herr Lutz, was sonst?“ (2) Das Forschungsprogramm der neu gegründeten sfs ist damals, etwas verkürzt, als ein konfliktsoziologisches verstanden worden. Es ging damals aber um die neu aufbrechenden industriellen Konflikte, denen wir mit einer spezifischen Mischung von großer Nähe und kritischer Distanz gegenüber den Gewerkschaften nachgehen wollten. Als Pöhler sich an der

rahmen und das in den 1980er Jahren dann rasch wachsende Institut bot für die sich ausdifferenzierenden konzeptionellen Ansätze, die hier verfolgt wurden, dann zunehmend Möglichkeiten, im Dialog mit der Praxis weiter ausdifferenzierte oder auch neue Themen zu Themen von Forschung, Transfer und Beratung zu machen.

Das mit einer stetigen grundlagentheoretischen Fundierung zu versehen, war immer eine große Herausforderung. Die 1980er Jahre waren für die sfs ja nicht zufällig nach dem Ende des vermeintlichen „Resurgence of Class Conflict in Western Europe“ und der kurzen neomarxistisch geprägten Phase der Arbeits- und Industriesoziologie – und die sfs ordnete sich im Ausgang ab 1972 hier noch disziplinar zu – eine Phase, in der es im Blick auf das engere Wissenschaftssystem vor allem darum ging, Anschlussfähigkeit herzustellen.

Das ist uns, wie meine entsprechende Dokumentation hoffentlich belegt¹⁹, nicht so ganz schlecht gelungen. Aber gleichzeitig veränderten sich die Konjunkturen von Forschung und Forschungsförderung, brachen bestimmte Linien konzeptioneller Zugriffe ab usw. Trotzdem kann man sagen, dass sie sfs im Ausgang der 1980er Jahre auf Basis von:

- gediegenen Kenntnissen in ihren zentralen Forschungsfeldern,
- stabilen Kontakten zu den für uns wichtigen Akteuren der auerwissenschaftlichen Praxis (bei Arbeitnehmern wie Arbeitgebern und Politik),
- einer gewachsenen wissenschaftlichen Anerkennung (hergestellte Anschlussfähigkeit an laufende Diskurse) und mit einem beachtlichen Maß an Selbststeuerungsfähigkeit

ein Institut geworden ist, das eine Corporate Identity entwickelt hatte, die im Kern vom Stolz auf die eigene Erfolgsgeschichte eines hochschulfernen Instituts und von dem Selbstverständnis geprägt gewesen ist ,mit der eigenen Forschung und Beratung weiterhin auf arbeitspolitische Reformprozesse verpflichtet zu sein, die ihre Impulse aus der reformpolitischen Konstellation der frühen 1970er Jahre gewonnen hatten. Diese Impulse wirkten aber selbstredend nicht stetig weiter fort.

Das Institut war dabei seit Anfang der 1980er Jahre im Rahmen einer dezentralen Organisationsstruktur explizit konzeptionell pluralistisch. In den einzelnen Forschungsbereichen, die man als jeweils teilautonome Forschungsgruppen ansehen konnte, ist die grundlagentheoretische Fundierung der jeweiligen Arbeit vermutlich unterschiedlich intensiv betrieben worden und nicht immer gleich gut gelungen. Aber

Universität Dortmund um seinen Lehrstuhl bewarb, hatte er noch die Hoffnung, einer der Leiter der IG-Metall-Schule in Sprockhövel zu werden. Sie zerbrach mit dem Kurswechsel der IG Metall in ihrer Bildungsarbeit und dem Ausscheiden Hans Matthöfers als Leiter der Bildungsabteilung (vgl. Abelshauser 2009, 182ff). Das Verhältnis der neu gegründeten sfs zur IG Metall war danach, nach meiner Erinnerung über mehrere Jahre so konfliktbelastet, dass das Institut die Funktionszeitung der IG Metall offiziell nicht beziehen konnte.

¹⁹ Diese Dokumentation findet sich bei Martens 2013, 242-254.

der Markterfolg gab damals allen Bereichen ihr Recht. Was als Herausforderung allerdings nie zu unserer²⁰ Zufriedenheit gelöst wurde, war ein lebendiger, systematischer und wechselseitig befruchtender Austausch zwischen den Bereichen.

In den für mich wichtigen „primären Forschungsgruppen“ waren es so mehrere von uns jeweils als wichtig erachtete konzeptionelle Debatten und damit verknüpfte Gegenstandsbezüge, die so zeitweilig nur sehr schwer aufrecht zu erhalten waren. Zu einigen haben wir deshalb im Forschungsbereich 04 gerade in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, z. T. neben laufender Projektarbeit und wo irgend möglich eng mit ihr verknüpft, entsprechende konzeptionelle Stränge zu rekonstruieren, um neu an sie anzuknüpfen:

- Die Arbeitssituationsanalyse ist dafür ein Beispiel,
- die entsprechende methodische Fundierung solcher Forschung ein zweites,
- eine neu geschärfte Aufmerksamkeit für das Thema Arbeit und Konflikt ein drittes,
- der Zusammenhang von Arbeit, Gesundheit und Prävention ein viertes.

Zu allen diesen Themen haben wir im Forschungsbereich 04 „Arbeitspolitik und Gesundheit“ in den letzten drei Jahren Sammelbände zusammengestellt, um den State of the Art überhaupt erst einmal neu festzuhalten, dann davon ausgehend in innerwissenschaftlichen Debatten erste Resonanzen auszulösen und schließlich parallel dazu wenigstens einige Projekte zu akquirieren – in meiner Dokumentation habe ich drei genannt -, über die wir empirisch und konzeptionell zu den entsprechenden Themen weiter arbeiten können.

Mit der Arbeitssituationsanalyse bewegen wir uns hier in einer langen Tradition empirischer Arbeitsforschung. Sie beginnt bei den Arbeiten von Heinrich Popitz, Hans Paul Barth und anderen hier an der sfs, an deren Entstehung im Übrigen Helmuth Plessner durchaus Anteil hatte, wie man in Joachim Fischers Buch über die Philosophische Anthropologie (Fischer 2008) nachlesen kann und führt dann über die Linie Bahrdt, v. Ferber, Pöhler zu der 1972 neugegründeten sfs zurück. Dort ist sie – beginnend mit der Bewerbungsvorlesung von Willi Pöhler an der Universität Dortmund 1970 (Pöhler 1970) - in den 1970er Jahren – trotz aller struktural-marxistischen Überlagerungen der Zeit – durchaus wichtig gewesen, ab Mitte der 1980er Jahre im damaligen Forschungsbereich 4 „Arbeitspolitik, Mitbestimmung, Interessenvertretung“ von neuem fruchtbar gemacht worden, und dann haben wir in den letzten Jahren im Hinblick auf die Analyse der Folgen und Bewältigungsmöglichkeiten der Subjektivierung, Flexibilisierung und teilweisen Entgrenzung von Arbeit von neuem daran angeknüpft und zugleich begonnen uns an einem weiten Arbeitsbegriff zu orientieren, der „das Ganze der Arbeit“ in den Blick nimmt (Kambartel 1994, Biesecker 2000).

²⁰ Uns meint hier etwa den Forschungsrat als wissenschaftliches Leitungsgremium der sfs.

Wir halten die phänomenologisch geleitete Arbeitssituationsanalyse heute für unverzichtbar, um unter den Bedingungen ‚neuer Arbeit‘ auch nur zu verstehen, was für die Arbeitenden selbst eigentlich bedeutet (vgl. Meyn/Peter 2010, Georg u.a. 2010). Wir haben aber auch feststellen müssen, dass wir uns damit in entsprechenden Projekten in mehrere schwierige Handlungsfelder begeben haben: (1) In das Feld der Arbeitswissenschaften, mit ihren wachsenden Problemen auf die veränderte Lage angemessen zu reagieren – und hier mit sehr positiver Resonanz -, (2) in die innergewerkschaftlichen Debatten um „gute Arbeit“ – und hier auch mit wachsendem Interesse und (3) in das Feld der Auseinandersetzungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern – und hier auf massive Vorbehalte der Arbeitgeber stoßend, die befürchten, dass ein neues Konfliktfeld mit den Gewerkschaften aufgemacht werden könnte.

Das Beispiel belegt zugleich: Wenn man grundlagentheoretisch fundiert anwendungsnah forschen und beraten will, reicht es nicht aus, in seinen jeweiligen Forschungsfeldern so präsent zu sein, dass man bei Ausschreibungen immer wieder Chancen hat. Man muss sich auch in die Lage versetzen, selbst Themen setzen und ggf. mit langem Atem bei geeigneten Förderern pushen zu können.

6. Schlussfolgerungen

Die generellen theoretischen und methodischen Erfolgsvoraussetzungen für eine gute grundlagentheoretisch fundierte aber anwendungsorientiert ausgerichtete arbeitsbezogene Forschung und Beratung sind heute keine anderen als bei Gründung der sfs als Landesinstitut.

Natürlich haben wir heute keine der reformpolitischen Konstellation der frühen 1970er Jahre (vgl. Paust-Lassen/Peter/Wolf 2009) vergleichbare Lage. Aber wir leben im Zeichen der Subjektivierung, Flexibilisierung und teilweisen Entgrenzung von Arbeit und einer fortgeschrittenen Erosion von deren institutionellen Rahmungen angesichts von neuer Weltwirtschaftskrise, ökologischen Krisenprozessen und auch einer nicht mehr nur akademisch diskutierten Krise der Politik in einer Phase tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche.

Darin liegen Herausforderungen und Chancen für eine empirische Arbeitsforschung, die grundlagentheoretisch fundierte aber anwendungsorientiert ausgerichtete Forschung, Forschungstransfer und Beratung auf ihre Fahnen schreiben will.

Wir haben in den letzten Jahren im FB 04 versucht, dem, anknüpfend an Traditionslinien der alten sfs, gerecht zu werden und dazu

- im Bereich von Auftragsforschung im engeren Sinne auf den für uns relevanten thematischen Feldern mit innovativen Projekten präsent zu sein,
- gleichzeitig aber auch selbst, von uns als relevant erachtete Forschungsthemen durchzusetzen und
- vor allem verknüpft damit eigene grundlagentheoretische Arbeit zu forcieren.

Wir waren damit nicht erfolglos, aber dies ist bei gegebenen Förderbedingungen derzeit ausgesprochen schwierig und ohne den Einsatz von Zusatzressourcen – wie auch immer finanziert oder auch nicht finanziert – kaum denkbar. Aber ambitionierter zu sein als viele Andere – und das heißt im Zweifel auch, bereit zu sein mehr Arbeit zu investieren – war immer schon eine Voraussetzung des Erfolgs der alten sfs bei dem Bemühen, den für sie charakteristischen Mix von grundlagentheoretisch fundierter anwendungsorientierter Forschung, einschließlich kurzatmiger Auftragsforschung, Forschungstransfer und Beratung zu bewerkstelligen. Wenn unsere Prognose tiefgreifender Umbrüche richtig ist, dann können wir allerdings ziemlich sicher sein, dass die Fördermöglichkeiten für den von uns propagierten Typus von Arbeitsforschung in absehbarer Zeit auch wieder besser werden.

Literatur:

- Abelshausen, W. (2009): Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn
- Arendt, H- (2003): Denktagebuch (Hg. von U. Ludz und I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Baecker, D. (2003): Die Zukunft der Soziologie, in: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 1/2003, S. 66-70
- Biesecker, A. (2000): Arbeitsgesellschaft – Tätigkeitsgesellschaft – Mitgestaltungsgesellschaft. Umriss eines zukunftsfähigen Arbeitskonzepts, in: Berliner Debatte Initial
- Brandt, R. (2010): Wozu brauchen wir noch Universitäten? Und welche? Festvortrag anlässlich der Verleihung des „Heidelberger Förderpreises für klassisch-philologische Theoriebildung“, am 12. Februar 2010.
- Brandt, R. (2011): Wozu noch Universitäten?, Hamburg
- Crouch, C. (2008): Postdemokratie, Frankfurt am Main
- Dörre, K.; Lessenich, S.; Rosa, H. (2009): Kapitalismuskritik. Eine Debatte, Frankfurt
- Dzielak, W.; Hindrichs, W.; Martens, H.; Stanislawski, V.; Wassermann, W. (1978): Belegschaften und Gewerkschaft im Streik. Am Beispiel der chemischen Industrie, Frankfurt/New York
- Enzensberger, H. M. (2011): Sanftes Monster Brüssel oder die Entmündigung Europas, Frankfurt am Main
- Ferber, C, v. (1970): Die Gewalt in der Politik. Auseinandersetzungen mit Max Weber, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- Ferber, C. v. (1997): Sozialforschung – Ein zukunftsweisendes Modell für Interdisziplinarität und Praxisorientierung, in: ARBEIT, 2/1997, S. 139-153
- Georg, A.; Meyn, C.; Peter, G. (2010): Arbeitssituationsanalysen subjektiver Arbeit – ein interdisziplinärer Ansatz, in: Arbeits- und Industriesoziologische Studien, Jg. 3, Heft 1, S. 24-38
- Kambartel, F. (1994): Arbeit und Praxis, in: Honneth, A. (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie, Frankfurt am Main, S. 123-139
- Kosesina, Alexander (2011): Domestizierte Denker. Führt die Universitätsreform zum Ende des „freien Intellektuellen“? in: INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, Heft 0/Herbst 2011, S. 40-43
- Kuhn, T. (1962): The Structure of Scientific Revolutions“, Chicago und London
- Lepsius, M. R. (2003): „Die Soziologie ist eine Dauerkrise. Gespräch mit Georg Vobruba“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 32. Jg. Heft 3, S. 20-30.
- Lepsius, M. R. (2008): Blicke zurück und nach vorne. M. Rainer Lepsius im Gespräch mit Adalbert Hepp und Martina Löw, in: Hepp, Adalbert, Löw, Martine (2008): M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession, Frankfurt am Main
- Martens, H. (1994): Der konfliktsoziologische Ansatz der Sozialforschungsstelle bei ihrer Neugründung 1972, in: Krahn, K.; Peter, G.; Skrotzki, R. (Hg.): Immer auf den Punkt.

- Beiträge zur Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik. Willi Pöhler zum 60. Geburtstag, Dortmund, S. 165-178
- Martens, H. (2001): Auf dem Weg zu einer neuen Aktionsforschungsdebatte? Forschung, Organisations- und Politikberatung aus der Sicht sozialwissenschaftlicher Arbeitsforschung, in Fricke, W., (Hg.): Jahrbuch Arbeit und Technik 2001
- Martens, H. (2007): Industriesoziologie im Aufbruch? Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, Münster
- Martens, H. (2010): Bilanz nach 38 Jahren, www.drhelmutmartens.de
- Martens, H. (2011): Der Forschungsbereich 04 „Arbeitspolitik und Gesundheit“ – Traditionslinien, konzeptionelle Bezüge Gegenstandsbereiche und aktueller Bezugsrahmen – im Hinblick auf weitere interne Arbeits- und Verständigungsprozesse (Arbeitspapier, unveröffentlicht)
- Merton ; R. K. (1964): Social Thneory and Social Structure, Glencoe, Ill.
- Mittelstrass, J. (2009): Wie die Lust an der Wissenschaft ausgetrieben wird, in FAZ, 20.08.2009, S. 6
- Münch, R. (2011a): Kapitalismuskritik als Programm soziologischer Aufklärung? In: Soziologische Revue, Jg., 43, S.
- Münch, R. (2011b): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform, Frankfurt am Main
- Oevermann, U. (1996): Skizze zu einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, in: Combe, A.; Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt am Main, S. 93-249
- Peter, G. (1992): Theorie der Arbeitsforschung. Situation, Institution, System als Grundkategorien empirischer Arbeitsforschung, Frankfurt/New York
- Plessner, H. (1966): Der Weg der Soziologie in Deutschland, in: Plessner, H. (1966): Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kultursoziologie, Düsseldorf, S. 36-54
- Plessner, H. (1981): Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht (1931), in: Gesammelte Schriften V, Frankfurt am Main
- Plessner, H. (1983): Die Aufgabe der Philosophischen Anthropologie (1937), in: Gesammelte Schriften VIII, S. 33-51, Frankfurt am Main
- Plessner, H. (1983): Mit anderen Augen (1953), in: Gesammelte Schriften VIII, S. 88-104), Frankfurt am Mai
- Pöhler, W. (1970): Der Soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund (Manuskript)
- Pöhler, W.; Peter, G. (1982): Erfahrungen mit dem Humanisierungsprogramm, Köln
- Safranski, R. (2000) Das Böse oder das Drama der Freiheit, Frankfurt am Main
- Sauer, D. (2008) Industriesoziologie – mehr als eine akademische Disziplin. Ein historischer und subjektiver Blick in ihre Zukunft, in: Huchler, N. (Hg) (2008): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin, S. 199-218
- Wolf, F.O.; Paust-Lassen, P.; Peter, G. (2009): Neue Arbeitspolitik und politische Ökologie zusammendenken. Was lässt sich aus dem Exempel des alten HdA-Programms heute lernen? in: Prokla 156, S. 459-474